



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Neue historische Schriften.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Neue historische Schriften.

K. S. L. Pölitzs Weltgeschichte für gebildete Leser und Studierende. In siebenter Auflage umgearbeitet und ergänzt von Prof. Bülow und Dr. Zimmer. Dritter Band, Abth. 1. und 2. Leipzig, Hinrichs.

Pölitg hat bekanntlich eine große Reihe von Werken hinterlassen, von denen zwar keine in den ersten Rang der Literatur gehört, die aber zum großen Theil in Rücksicht auf die Bedürfnisse des Publicums eine nützliche Stellung einnehmen, und die in ihrer Haltung dem Wesen des sächsischen Volkscharacters entsprechen, aus dem sie hervorgegangen und auf den sie berechnet sind. In vieler Beziehung hat Herr Bülow seine Stelle eingenommen. Auch seine Productivität ist ganz unermesslich, und es sind darunter viele dankenswerthe Arbeiten, z. B. seine Uebersetzung des Macaulay, deren Verdienst weit über das gewöhnliche Maß einer Uebersetzung hinausgeht. Wenn also Herr Bülow die Fortsetzung des Pölitgschen Geschichtswerks übernommen hat, so war das durch die Lage der Dinge indicirt. Nur von dieser Fortsetzung wollen wir reden, da das Werk selbst hinlänglich bekannt ist.

Wir wollen mit einem Lob anfangen. Die Anordnung des Materials ist, wenn man nur davon ausgeht, daß das Buch vorzugsweise als ein Handbuch für Zeitungsleser, gewissermaßen als ein Zeitungsresumé gelten soll, sehr verständig. Es ist von hauptsächlichsten Ereignissen nichts ausgelassen (wenn nicht durch specielle Gründe eine Auslassung motivirt wird, wovon wir später reden), und dabei ist doch alles so zusammengedrängt, daß die ausgedehnte und complicirte Geschichte einen verhältnißmäßig bescheidenen Raum ausfüllt. Soweit unser Lob.

Nun wäre es ein unbilliges Verlangen, wenn man von einem Geschichtswerk, das sich mit der Gegenwart beschäftigt, eine unbedingte Objectivität, d. h. Parteilosigkeit erwarten sollte. Wenn eine solche überhaupt möglich ist, so ist sie es wol am wenigsten bei dem Bericht über Ereignisse, die unser eigenes Denken und Fühlen im höchsten Grade in Spannung gesetzt haben. Wir haben daher von vornherein eine bestimmte politische Färbung erwartet, und da die Partei,



zu welcher sich Herr Bülow hält, bekannt ist, so konnte darin für uns nichts Ueberraschendes liegen. Zwar müssen wir offen gestehen, daß uns unter allen möglichen politischen Parteien diejenige des Herrn Bülow am wenigsten zusagt. Trotz seiner leidenschaftlichen Erbitterung gegen den Liberalismus gehört er nicht zu irgend einer der bestimmten positiven Nuancen der Reaction; er hat kein eignes politisches Princip, an dem er die Principien des Liberalismus widerlegen könnte: er schwärmt nicht für die ständische Monarchie, nicht für den Absolutismus, nicht für das Kirchenthum, nicht für die Adelherrschaft, nicht für die Zunftverfassung; er nennt sich sogar, wenn wir nicht irren, einen Constitutionellen, er gehört nur zu jenen Philistern der conservativen Partei, die außer sich gerathen, wenn es überhaupt irgend einmal laut zugeht, und die in ihrer Erbitterung darüber gar keine Grenze kennen.

Aber wir glaubten, daß sich jetzt der heftige Kampf der Gegensätze etwas gelegt hätte, und daß, wenn man sich in ruhigen Zeiten hinsetzt, um für ein größeres Publicum ein historisches Werk zu schreiben, man unmöglich in der Stimmung der *ecclesia militans* sein kann, wie es einem Journalisten in der Zeit der Aufregung wol begegnet. Darum waren wir nicht im geringsten auf den Ton gefaßt, in dem dieses Buch gehalten ist. Man kann sich nichts Giftigeres und Kleinlicheres denken, als die Sprache, die hier gegen eine Partei geführt wird, deren Verhalten man aus den verschiedenartigsten Gründen angreifen mag, gegen deren innere Würdigkeit aber und deren Berechtigung innerhalb der deutschen Entwicklung nur die Marodeurs der politischen Extreme Einwand erheben dürften. — Allein wir lassen alle diese allgemeinen Bemerkungen, die doch zu keinem Resultat führen würden, und gehen sogleich auf das einzelne über.

Bereits Seite 367 fängt Herr Bülow an, das Gefühl von der Ohnmacht Deutschlands nach außen hin als eine Fictio der Demagogen, denen es bloß am Aufregen von Unzufriedenheit gelegen war, darzustellen. In dieser Beziehung dürfte ihm nicht bloß ein Blick auf die Thatsachen — denn ein solcher würde einem erhitzten Auge unmöglich sein — sondern ein Blick auf die Helden seiner eigenen Partei eines Bessern belehren, z. B. auf den Fürsten Schwarzenberg, der sehr gewaltige Anstrengungen gemacht hat, um diese Schwäche Deutschlands nach außen, die er ebensowol durchschaute, wie jeder, der überhaupt Augen zum Sehen hat, durch eine Umgestaltung seiner Verfassung aufzuheben. Man mag gegen die Mittel eifern, die zur Erstarkung der deutschen Politik in Bewegung gesetzt wurden, das Vorhandensein der Schwäche aber kann nur die Unwissenheit oder die Böswilligkeit leugnen.

Seite 372 werden die Versuche berichtet, die Herr v. Radowicz im Auftrage des Königs von Preußen anstellte, um die Bundesverfassung zu kräftigen. Herr Bülow bemerkt dabei in Parenthese: „Fühlte vielleicht das feine politische Tastvermögen österreichischer Diplomaten unbewußte preußische Rückhaltsgedanken

heraus, wie sie sich später in den Unionsbestrebungen verkörperten, und von Seiten Oesterreichs einen unablässigen Gegenkampf zur Folge haben müssen?“ — Also schon „unbewusste Rückhaltsgedanken“ reichen aus, um auf östreichischer Seite jeden Widerstand gegen eine engere Concentration Deutschlands zu rechtfertigen, während später, bei Gelegenheit der Dresdner Conferenzen Preußen die schwersten Vorwürfe gemacht werden, daß es sich den Anträgen der Coalition widersetze, obgleich man hier nicht mehr von unbewussten Rückhaltsgedanken reden konnte.

Seite 379 wird von den galizischen Unruhen gesprochen, und unter andern auch von dem durch die Bauern veranstalteten Gemegel. „Die Demagogie zog auch daraus nicht die wahre Lehre, sondern gestiel sich lieber darin, den ihr unbegreiflichen Vorgang allerlei angeblichen künstlichen Veranstaltungen kaiserlicher Beamten zuzuschreiben, wobei sie diesen obendrein aus Dingen einen Vorwurf machte, die sie an ihren eigenen Agenten jederzeit gebilligt hat, und sich in Declamationen über die in übertreibender Schilderung dargestellten Rohheiten der Bauern zu ergehen, während sie sonst die von revolutionären Massen begangenen Greuelthaten recht wohl zu beschönigen oder mit wunderbarer Leichtfertigkeit darüber hinwegzukommen weiß.“ — Während zu Anfang des Satzes versucht wird, die Einwirkung von Beamten auf die Bauernaufregung in Galizien zu leugnen, wird diese Einwirkung später wenigstens indirect zugestanden, und es gehört in der That auch eine starke — Kühnheit dazu, wenn man beglaubigte Thatsachen ignoriren will. Nachher sieht es so aus, als sollte der Liberalismus (Demagogie ist bei Herrn Bülow nämlich immer der Ausdruck für Liberalismus) nicht das Recht haben, über die Ausschweifungen der galizischen Bauern sich vorwurfsvoll auszusprechen, da er Ausschweifungen der revolutionären Masse billigt oder beschönigt. Wenn dem so wäre, so würde der Historiker um so mehr die Pflicht haben, diese Vorwürfe scharf und bestimmt herauszustellen, anstatt sie vom Parteistandpunkte zu beschönigen, was er doch an seinen Gegnern so bitter tadelt; aber es ist nicht wahr, der Liberalismus, die gemäßigte Demokratie mit inbegriffen, hat sich nie zum Anwalt solcher Scheußlichkeiten hergegeben, wie sie von den galizischen Bauern ausgeübt wurden. Er hat über die Excesse in Wien, in Frankfurt u. s. w., die an sich doch viel weniger bedeuten und viel weniger abscheulich waren, ein ungeschontes Verdammungsurtheil ausgesprochen, und es ist den Advocaten der conservativen Partei vorbehalten, auch in dieser Beziehung den Jesuiten nachzuahmen.

Seite 401 wird das Tschechische Attentat besprochen. Damals fiel es auch den loyalsten Federn in Preußen nicht ein, die Schuld des versuchten Königsmordes dem Liberalismus aufzubürden; im Gegentheil gehört jene specielle Wuth gegen den Monarchen bei einem abgesetzten Beamten, der keine Anstellung finden kann, der absolutistischen Geminnung an, die in der Person des Königs die Quelle alles dessen sieht, was im Staatsleben geschieht, und die ihn daher persönlich

für alles verantwortlich macht. Herrn Bülow bleibt es vorbehalten, auch hier nachträglich zum Denuncianten zu werden. „Der herrschende Zeitschwindel und die damals in Preußen grassirende Frechheit der Rede waren auch nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben und scheinen ihn wenigstens zu dem Wahne verleitet zu haben, seine That werde Billigung und Beifall finden.“ Obgleich das Gegentheil davon erfolgt, setzt Herr Bülow doch sofort hinzu: „Majestätsbeleidiger waren damals volksbeliebte Menschen u. s. w.“ — So hat also Herr Bülow für sein Publicum stillschweigend die preussische Opposition, weil sie mit den damaligen Maßregeln der Regierung, namentlich mit den kirchlichen, unzufrieden war, zu einer Anpreiserin des Mordes gemacht!

Seite 410 wird bei Besprechung des preussischen Landtags von Hrn. v. Thadden-Trieglaff gesagt: „Er habe manchen einzelnen Einfall vorgespudelt, in dem mehr gesunde Vernunft, mehr Wahrheit und preussisches Volksthum war, als in mancher langen classischen Rede gefeierter Liberalen.“ Das ist wenigstens ergötzlich. Nächstens erwarten wir aus der Feder des Herrn Bülow eine begeisterte Darstellung von der Redekunst des Obersten Sibthorpe, dem wir freilich nicht die Beleidigung anthun wollen, seinen gesunden Menschenverstand mit dem des Herrn v. Thadden-Trieglaff in Vergleich zu stellen. Es ist wohl von Seiten des Herrn Bülow auch nur Sympathie mit dem Galgen, den der pommersche Volksredner gegen mißliebige Recensenten vorschlägt.

Seite 415 wird die Geschichte der Lola Montez besprochen. Herr Bülow sagt: „Der Liberalismus verrieth wieder einmal seine laze Moral, und sein Verfallensein an den bekannten Grundsatz, den er den Jesuiten vorwirft, als er die Lola Montez pries und begünstigte, weil ihr Einfluß, dem er freisinnige und aufgeklärte Tendenzen unterlegte, ein ihm verhaßtes Ministerium gestürzt hatte.“ Daß der Liberalismus durch den letzten Schritt des Ministeriums Abel, der allerdings ehrenwerth war, sich nicht dazu verleiten ließ, eine Partei, die den Staat der schändlichsten Unterdrückung zugetrieben hatte, nachträglich zu rühmen und zu preisen, ist von ihm sehr verständig gewesen; daß einzelne liberale Blätter die Sache nicht ernst genug auffaßten, ist gleichfalls leider richtig, obgleich der Eifer der aristokratischen Partei nicht gegen den Einfluß der Maitresse an sich, sondern gegen den bestimmten Einfluß derselben gerichtet war; daß aber dem gesammten Liberalismus vorgeworfen wird, er habe die Lola gepriesen und begünstigt und dadurch seine laze Moral verrathen, ist eine Lüge.

Seite 416 werden die Unruhen in Sachsen den fremden Literaten schuld gegeben, obgleich, soviel uns bekannt ist, damals die Redactionen aller einflußreichen Blätter in sächsischen Händen waren. Uebrigens müßten wir sehr irren, obgleich wir es allerdings nicht bestimmt behaupten wollen, daß grade in der damals von Herrn Prof. Bülow redigirten Deutschen Allgemeinen Zeitung in Beziehung auf die Lichtfreunde und Deutschkatholiken ganz eigne Dinge standen.

Auch ist es keineswegs Begeisterung für den sächsischen Volksstamm, was Herrn Bülow veranlaßt, alle Schuld der Wähleret den Fremden aufzubürden. Er sagt vielmehr von demselben: „Ueberhaupt dürfte das sächsische Volk in seiner Masse neben vielen sehr schätzbaren, besonders für das praktische Geschäftsleben nützlichen Eigenschaften, die der religiösen tieferen Innigkeit und der frommen, gläubigen Demuth nicht im höchsten Grade besitzen, und schon in der Reformationszeit mehr die negirende Seite der Sache ins Auge gefaßt haben, als die positive.“

Seite 432 wird der Inquirent Georgi in seinem Verfahren gegen Weidig gerechtfertigt, und von ihm nur gesagt, es schein ein heftiger Mann gewesen zu sein. Das ist freilich etwas stark.

Seite 439 kommt Herr Bülow zuerst auf Holstein zu sprechen und hebt folgendermaßen an: „Dasselbe Holstein, das sich in Sachen der Lübeck-Büchener Eisenbahn sehr separatistisch erwies, nahm doch in eigenen Angelegenheiten das deutsche Gemeingefühl in ausgedehnter Maße in Anspruch.“ Man mag von der Zweckmäßigkeit der schleswig-holsteinschen Erhebung und von den Rechten des Volks denken, was man will, in einem solchen Ton von einem Volksstamme zu sprechen, der mit den unerhörtesten und ruhmwürdigsten Opfern für die deutsche Sache in die Schranken getreten ist, und gegen den sich Deutschland aufs schwerste versündigt hat, ist zum wenigsten höchst unschicklich. Seine politische Weisheit gibt Hr. Bülow auf der folgenden Seite in dem Gutachten ab: „Im Interesse einer vorstrebenden teutschen Politik wäre es gewesen, Dänemark mit herüberzuziehen zu Deutschland.“ Kein übler Vorschlag! Wie mag sich Herr Bülow wol die Ausführung denken?

Seite 443 macht der protestantische Professor es den liberalen Schweizercantonen zum Vorwurf, daß sie durch Angriffe gegen den Katholicismus die öffentliche Meinung gegen die Urcantone zu reizen suchten. — S. 453 tadelt er die conservativ-liberale Partei in Italien, namentlich in Sardinien, sehr heftig, daß sie die italienischen Fürsten zu Concessionen aufforderte. Nun muß man wissen, was man damals in Italien unter Concessionen verstand! Nicht etwa politische Rechte, sondern administrative Garantien, die endlich der schwachvollsten und unsittlichsten Willkür in den öffentlichen Angelegenheiten ein Ende machen sollten. Hr. Bülow spöttelt über den ganz richtigen Grundsatz, der damals von allen vernünftigen und patriotisch gesunten Italienern gehegt wurde: „Wenn die Fürsten Italiens nicht wollen, daß ihre Unterthanen exaltirte Liberale werden, so müssen sie selbst gemäßigte Liberale werden.“

Seite 468 endlich kommt der Verfasser auf einen Staat, der seine vollständige Billigung erhält: es ist Rußland. Vom Kaiser wird gesagt, daß er „das materielle Gedeihen seiner Völker, ihre dem Staatsprincip gemäße Bildung (wie fein!), die allmälige Verschmelzung derselben in der Einheit des russischen Nationalgefühls mit Eifer fördere! Das russische Reich sei nur von der Um-

sturzpartei, die es fürchte, durch consequente Verleumdungen in der öffentlichen Meinung discreditirt worden.

Wenn Seite 492 von der Bewegung von 1848 in sehr verächtlichen Ausdrücken gesprochen wird, so wäre an sich weniger dagegen zu sagen, wenn man nur nicht immer daran denken müßte, daß der Tadel nicht bloß die schwächlichen Männer der Bewegung trifft, sondern auch diejenigen, die vor ihr wichen, und da sollte doch jeder zunächst an seinen eigenen Busen schlagen.

Seite 496 erfahren wir mit einiger Ueberraschung, daß es der gegenwärtigen preussischen Regierung noch immer nicht gelungen ist, sich den Beifall des Verfassers zu erwerben. „Sie läßt sich noch immer von Gothanern und Demokraten durch die Vorspiegelung eines Kleindeutschlands, dessen alleiniges Haupt Preußen sein sollte, versuchen.“

Daß unter diesen Voraussetzungen der gegenwärtige Machthaber in Frankreich im allgemeinen den Wünschen des Herrn Prof. Bülow entspricht, läßt sich schon von vornherein erwarten. Zum Ueberfluß wird die rettende That S. 496 ausdrücklich gelobt.

Seite 541 und 542 werden die Möglichkeiten untersucht, unter denen die Frankfurter Nationalversammlung etwas hätte durchsetzen können. „Hätte“, sagt Hr. Bülow, „die Versammlung gewollt und vermocht, Preußen als Großstaat aufzulösen und in eine Reihe deutscher Provinzen zu zerlegen, Oestreich aber auf seine alten, zum Reich gehörigen Lande zu beschränken; hätte sie den so geschwächten Großstaaten zusammengeschmolzene Gruppen neugebildeter Reichskreise an die Seite gesetzt; hätte sie während ihres Bestehens alle Landtage der Einzelstaaten suspendirt; hätte sie von vornherein alle Heerkraft der deutschen Lande für Bundessache erklärt, von den Einzelstaaten losgetrennt und ganz in eigene Hände genommen, ebenso allen diplomatischen Verkehr mit dem Auslande und die gesammte Handels- und Zollpolitik; hätte sie decretirt, daß alle Binnenzölle in ganz Deutschland aufgehört hätten und in einen für das Reichsbudget zu erhebenden Zoll an den deutschen Grenzen verwandelt würden; hätte sie keine Befugniß der Bundesgewalt durch Beamte der Einzelstaaten besorgen lassen, sondern für alles Bundesorgane gebildet; hätte sie das gewollt und gekonnt, so war der damalige Einheitsgedanke in seiner liberalen Auffassung möglich, d. h. ein Versuch damit. Ob sie zu so großen Dingen wirklich mächtig genug war, ob ein solches Auftreten nicht einen entschiedenen Widerstand, namentlich von Seiten der Armeen, später vielleicht auch des Auslandes, hervorgerufen haben würde, muß dahingestellt bleiben. Die Versammlung selbst traute sich wol noch höhere Macht zu.“ — Man sieht, in seinen politischen Phantasten ist der Verfasser noch weit kühner, als die Demokraten. Was aber den letzten Punkt betrifft, so irrt er sich. Die Majorität der Versammlung war keineswegs so verblendet über ihre Macht, als er ihr schuld gibt. Sie wußte sehr wohl, daß sie durch einfache Decrete der-

gleichen Dinge nicht durchsetzen könne, und weil sie das wußte, setzte sie ihrer Thätigkeit selbst Schranken, die an sich der Bewegung nicht hinderlich gewesen wären, wenn nur die damals regierenden liberalen Ministerien mehr Energie und mehr Sinn für die deutsche Sache entwickelt hätten.

Von Zeit zu Zeit bedient sich Herr Bülow der angenehmen Abwechslung wegen auch der demokratischen Vorwürfe, wo er glaubt, daß diese gangbarer sind. So bespricht er Seite 551 den Waffenstillstand von Malmö und berichtet, daß in Frankfurt die Suspension desselben mit 238 gegen 221 Stimmen beschlossen wäre; in Parenthese setzt er hinzu: „Die Minderheit wurde durch die Preußen so stark“. Damit will er zweierlei sagen, erstens daß er eigentlich den Waffenstillstand mißbillige, er, der sich doch vorher in gar nicht zweifelhaften Ausdrücken über die schleswig-holsteinische Sache ausgesprochen; außerdem will er die preußischen Abgeordneten als particularistisch gesinnt darstellen. So kann er sich auch S. 553 nicht enthalten, Baffermann wegen seiner Gestalten zu verhöhnen, weil das einmal ein gangbares demokratisches Stichwort geworden ist, obgleich er selber viel tollere Gestalten sieht.

Es ist ermüdend, dem einzelnen zu folgen. Wir wollen nur noch auf einen einzelnen, sehr charakteristischen Zug hindeuten. S. 573 werden die dem Olmüzer Vertrag vorangehenden Ereignisse referirt. „Der Kaiser von Oestreich kam den 11. October zu Bregenz mit den Königen von Baiern und Württemberg zusammen, und sie vereinigten sich dahin, der Autorität des Bundestages volle Geltung zu verschaffen. Preußen entsandte dagegen den Grafen Brandenburg nach Warschau zu dem Kaiser von Rußland, welche Mission aber nicht den erwünschten Erfolg gehabt zu haben scheint. Der Bundestag sah sich zu Executionsmaßregeln veranlaßt. Das preußische Cabinet war in beiden Fällen mit dem Zweck der Maßregeln einig, bestritt aber der Frankfurter Versammlung das Recht dazu u. s. w.“ Diese Erzählung steht sehr unschuldig aus, und doch versteckt sich dahinter eine nicht geringe Perfidie. Wer die Thatsachen nicht kennt, sollte aus dieser Darstellung vermuthen, die Coalitionsstaaten hätten lediglich das deutsche Interesse im Auge gehabt, und Preußen habe den Erbfeind, habe die Russen herbeirufen wollen. Daß, bevor Graf Brandenburg nach Warschau ging, der Kaiser von Oestreich bereits dagewesen war, davon sagt Herr Bülow kein Wort, und doch ist das grade die Hauptsache. Wir wollen das zersahrene, unbestimmte, kurz in jeder Beziehung unbegreifliche Verhalten der preußischen Regierung nicht im geringsten beschönigen, aber man darf doch nicht die Thatsachen entstellen. Die Streitsache, um die es sich damals handelte, war weniger die Union, die im wesentlichen von Preußen bereits aufgegeben war, als vielmehr Schleswig-Holstein und Hessen. In der erstern Angelegenheit, die unstreitig die wichtigere war, hatte nun grade der Kaiser von Rußland sich am entschiedensten gegen Preußen ausgesprochen. Er hatte Preußen gradezu mit Krieg bedroht, wenn es sich der Erledigung dieser

Frage länger widersezte. Es konnte also dem Grafen Brandenburg nicht in den Sinn kommen, in dieser Sache Rußlands Hilfe gegen Oestreich in Anspruch zu nehmen; er konnte höchstens hoffen, Rußland von der thätigen Theilnahme an einem etwa ausbrechenden Kriege abzuhalten; oder vielleicht sollte er auch schon damals ganz einfach erklären, daß Preußen es nicht zum Kriege kommen lassen werde.

Wir glauben, daß diese Einzelheiten hinreichen werden, um nachzuweisen, daß Herr Bülow bei seiner für das Volk bestimmten Geschichte auch nicht einmal nach jener geringeren Objectivität gestrebt habe, die darin besteht, daß man dem Gegner kein Unrecht thut. Im Gegentheil hat er alles aufgeboten, was alter Groll und leidenschaftliche Gereiztheit einer nicht grade vornehmen Seele eingeben können, den Gegnern in der öffentlichen Meinung soviel Schaden zuzufügen, als irgend möglich; und daß er das in einer Zeit gethan hat, wo diese Gegner vollkommen wehrlos sind, wo an eine Gefahr von ihrer Seite nicht im entferntesten mehr zu denken ist, und wo es doch entschieden im Interesse Deutschlands und sämtlicher einzelnen Staaten liegt, die alten Zwistigkeiten in Vergessenheit zu bringen und der Befangenheit und dem Mißtrauen, das sich in die öffentlichen Angelegenheiten eingeschlichen hat, ein Ende zu machen: — das vergrößert nach unserer Ueberszeugung sein Unrecht und rechtfertigt die Schärfe, mit der wir unser Urtheil über ihn ausgesprochen haben. Die Regierungen sollten sich gegenwärtig stets an das Sprichwort erinnern: „Herr, behüte mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich schon selber hüten.“

Das türkische Verhängniß und die Großmächte. Historisch-politischer Beitrag von Franz Schuselka. — Leipzig, Brockhaus.

Es ist für uns bei den liberalen Oestreichern eine erfreuliche Erscheinung, daß sie trotz der bitteren persönlichen Erfahrungen, die sie gemacht haben, immer gute Patrioten bleiben. „Bei der an und für sich wenig bedeutenden montenegrinischen Erhebung,“ sagt Herr Schuselka Seite IX., „bewies Oestreich der überraschten Welt, daß es den unpraktischen Consequenzen, welche der Congreß von Verona aus dem Autoritätsprincip gezogen, entsagt, daß es seine Interessen klar erkannt habe und dieselben gegen jedermann, selbst gegen Rußland, geltend zu machen entschlossen sei. Mit einer bisher unerhörten Raschheit des Entschlusses, mit Hinwegsetzung über alle diplomatischen Bedenklichkeiten, im Bewußtsein einer bei der türkischen Katastrophe zunächst und am meisten theilhaftigen Großmacht ergriff Oestreich die Initiative und gewann sogar Rußland den Rang ab auf einem Schauplaze, der seit langen Jahren ein ausschließlich russischer war. Mit Wort und That trat Oestreich für die Montenegriner, für die Christen überhaupt, d. h. in jenen Ländern für die Bewegung, für die Neugestaltung, für die Freiheit auf.“

Wir müssen offen gestehen, daß unsere Phantasie diesen Sprüngen nicht so

rasch folgen kann, und wir sind überzeugt, daß es dem österreichischen Ministerium ebenso gehen wird. Es wird einigermaßen überrascht sein, seine Handlungsweise in der montenegrinischen Sache als einen Freiheitskampf dargestellt zu sehen. Herr Schuselka gibt uns einen populären Abriss der türkischen Geschichte und kommt zu dem Resultat, die Auflösung der Türkei sei allerdings unvermeidlich, nothwendig und wünschenswerth, aber Rußland dürfe kein Gewinn davon zufallen. Das Gebiet, welches südlich vom Balkan liegt, soll dem Königreich Griechenland zufallen, dessen Hauptstadt Konstantinopel werden müsse, und die Länder nördlich vom Balkan sollten mit Oestreich vereinigt werden. Das ist nun eine Conjecturalpolitik, über die sich nicht viel sagen läßt, da sie wenig Anknüpfungspunkte zu den wirklichen Verhältnissen bietet. Wir wollen nur auf eine Nebenbemerkung aufmerksam machen: Mit ernstem Kopfschütteln sagt Herr Schuselka Seite 128: „Allerdings wird Oestreich in diesem Weltkampfe wahrscheinlich auf seine eigene Kraft allein hingewiesen sein; es ist zweifelhaft, ob von Preußen und Deutschland thatsächliche Hilfe zu erwarten sei, obwol Oestreich im vollsten Sinne des Worts für Deutschlands Nutzen und Ehre kämpfen würde.“ — Zweifelhaft erscheint uns das nun allerdings nicht. Zwar trauen wir dem gegenwärtigen preußischen Ministerium alles mögliche zu, und einem Ministerium Bismark-Schönhausen, von dem ja auch in der letzten Zeit die Rede gewesen sein soll, trauen wir noch mehr zu, als alles mögliche; aber daß Preußen Truppen nach dem Balkan schicken wird, um einen Theil der Türkei für Oestreich zu erobern, dieses trauen wir ihm denn doch nicht zu. Freilich sind das Betrachtungen, die erst in ganz weiter Ferne liegen, denn es fällt Oestreich so wenig ein als Preußen, in dieser Frage gegen Rußland aufzutreten, und da nun auch England und Frankreich sich gefügt haben, wird die Sache wol bald dahin entschieden sein, daß Rußland diejenigen Provinzen, die es vorläufig als brauchbar betrachtet, an sich nimmt, freilich mit Widerstreben, da es aller Eroberungspolitik fremd ist, und daß die europäischen Großmächte den Sultan veranlassen, deswegen den gebührenden Dank abzustatten.

Am wenigsten sollten wir uns jetzt in dieser ersten und schicksalschweren Verwirrung durch die alten philhellenischen Sympathien bestimmen lassen. Die Verjagung der Türken aus Europa würde zwar, sobald die europäischen Mächte einig sind, keine großen Schwierigkeiten machen, aber die Herstellung eines griechischen Reiches an Stelle des türkischen würde entweder unmöglich sein, oder sie würde die Schwierigkeiten der Lage um nichts vermindern, denn das Verhältniß zu Rußland würde dadurch nur dem Namen nach ein anderes werden. —

Aurora Königsmark und ihre Verwandten. Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert von W. F. Palmblad. Aus dem Schwedischen. 6 Bände. — Leipzig, Brockhaus.

Gegen die Manier dieser Schrift, die an die ähnliche des Schweden Crusen-Grenzboten. III. 1853.

stolpe erinnert, müssen wir uns ganz entschieden aussprechen. Will man einen historischen Stoff novellistisch behandeln, so muß man darin consequent sein, man muß ihn ganz zur Novelle machen; man muß die Handlung nach künstlerischen Zwecken gruppiren, und die Charaktere und Situationen mit jener Freiheit behandeln, die zur Idealität nothwendig ist. Will man das aber nicht, so muß man bei der streng historischen Methode bleiben; man muß nichts weiter erzählen, als was man wirklich weiß und beweisen kann, und man muß so erzählen, wie man es weiß.

In dem vorliegenden Buch ist auf der einen Seite überall der historisch bekannte Stoff in Dialoge und andere novellistische Formen aufgelöst; auf der andern Seite ist aber nicht der geringste Versuch gemacht, die Spannung und Abrundung eines Kunstwerks zu gewinnen. Es werden eine große Masse einzelner Geschichten erzählt, von denen eigentlich keine einzige einen wirklichen Abschluß erreicht, und die untereinander nur dadurch in Zusammenhang stehen, daß die Helden meistens einer und derselben Familie angehören.

Indessen einigermaßen wird das doch dadurch wieder gut gemacht, daß man sieht, nur in der Form habe sich der Verfasser von der historischen Methode getrennt, während er sich in der That Mühe gibt, die Thatsachen so gewissenhaft und gründlich, als er es nur weiß, zu berichten. Außerdem ist der Stoff so leichter Natur und streift so sehr ans Novellistische, daß die Form wenigstens sehr nahe liegt. Die Schicksale der einzelnen Mitglieder jener Familie sind wirklich sehr abenteuerlich, und das Publicum, das ohnehin bei unsern modernen historischen Romanen nicht grade an eine übertriebene Concentration gewöhnt ist, wird an dieser Lectüre großes Interesse finden, da es bei der Gelegenheit in eine Reihe verschiedener Höfe eingeführt, mit den merkwürdigsten Personen jener Zeit bekannt gemacht und von den sonderbarsten Culturverhältnissen in Kenntniß gesetzt wird. Die Ausarbeitung des Werkes hat sich etwas verzögert. Die ersten beiden Bände erschienen bereits im Jahre 1848, wo wir sie auch bereits besprochen haben; die letzten sind soeben herausgekommen. Schade, daß der Verfasser in manchen Punkten nicht ausführlicher gewesen ist, daß er sich fast überall lediglich auf die Schilderung der Persönlichkeiten beschränkt hat, und es unterläßt, auf die eigentlichen Sitten und Gebräuche einzugehen. Indes die Schilderung ist sehr lebhaft und anschaulich, und manche von den dargestellten Personen treten mit der Lebendigkeit von Portraits heraus. —

Geschichte der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena nach den Briefen und Tagebüchern des Generalleutnant Sir Hudson Lowe und bisher ungedruckten Urkunden. Aus dem Englischen des William Forsyth von Julius Seybt. Leipzig, Amelang. —

Es gab eine Zeit, wo man es wie ein Sacrilegium betrachtete, an der vollkommenen Heiligkeit der letzten Augenblicke des Kaisers der Franzosen und an der

Verruchtheit seines Gefangenwärters zu zweifeln. Man wird sich doch wol an die leidenschaftlichen Declamationen erinnern, mit denen Seine dieses neue Evangelium des Schmerzes der Welt verkündete. Wenn man genauer zusieht, so wird sich von dieser Tragik vieles verlieren. An sich bleibt der Gedanke freilich immer sehr tragisch, den mächtigsten Geist des Jahrhunderts an einen wüsten Felsen des atlantischen Oceans gekettet zu sehen; allein weiter ins einzelne muß man nicht gehen, sonst wird aus dem Halbgott ein Mensch, und zwar ein recht kleiner Mensch. Um sich in seiner vollen Gewalt zu entwickeln, hatte Napoleon große Verhältnisse nöthig. Seine Kraft war so gigantisch, daß sie sich nur mit der vergleichen läßt, welche die römische Geschichte entwickelte. Aber ihm fehlte der Adel des Schmerzes und der Entfagung. Die fortwährenden Streitigkeiten, die er mit dem Gouverneur von St. Helena über die Rang- und Etiquettefrage, über die Portionen für seinen Tisch und die Zahl der Weinflaschen und dergleichen anfang, sind sehr armselig und kleinlich. Es fehlte Napoleon alle Majestät des Unglücks; er war wie ein bankrotter Spieler, der nun in kleinen Localitäten noch einmal die alte Geltung in Anspruch nehmen will, deren er sich früher in den glänzendsten Circeln erfreute. — Daß durch diese Betrachtungen die englische Regierung, die ein so kleinliches System von Unterdrückungen anwenden zu müssen glaubte, um den Frieden Europas zu sichern, nicht entschuldigt werden soll, versteht sich von selbst. Ihr Werkzeug können wir bedauern, denn täglich den Launen und Einfällen des leidenschaftlichsten aller Menschen ausgesetzt zu sein und dabei von jedem Schritt der eigenen Regierung Rechenschaft geben zu müssen, das ist eine höchst traurige und undankbare Lage, aus welcher der beste Mensch sich nicht mit gutem Anstand hätte entwickeln können, und daß bei Sir Hudson Lowe viel daran fehlte, leuchtet uns auch aus dem gegenwärtigen Bericht hervor, auf den wir noch einmal zurückkommen, sobald er vollendet sein wird.

Louis XVII., sa vie, son agonie, sa mort; captivité de la famille royale au temple.  
Ouvrage enrichi d'autographes, de portraits et de plans. Par M. A. de Beauchesne. 2. Bd. Bruxelles & Leipzig, Kiessling & Comp.

Auch in diesem Buche haben wir, wie in dem vorhergehenden, die Geschichte einer fürstlichen Gefangenschaft, die ihrer Zeit mit Recht die allgemeine Theilnahme Europas auf sich gezogen hat. Der unglückliche Knabe, an dem die Sünden seiner Vorfahren so schrecklich gebüßt wurden, hat nichts in sich, was die innige Theilnahme, die man dem Unglück schuldig ist, schmälern könnte. Wenn es nun auf den ersten Anblick auch etwas stark erscheint, von dem kurzen, einförmigen und traurigen Leben dieses Prinzen zwei starke Bände anzufüllen, so schwindet dieses Bedenken, wenn man dieses Werk als eine Sammlung von Actenstücken zur Kenntniß einer der merkwürdigsten Culturperioden betrachtet. Die Erzählung ist so ausführlich, und die hinzugefügten Documente, z. B. eine ganze Reihe lithogra-

phirter Handschriften, vergegenwärtigen uns auf eine so sinnliche Weise das Leben jener Zeit, daß sie aufhört, für uns Vergangenheit zu sein. Niemand wird ohne Rührung und Mitgefühl diese einfachen Berichte durchblättern, und wir werden alle zu dem lebhaften Wunsche gedrängt werden, es möge niemals wieder eine Zeit kommen, wo zwischen Regierten und Regierenden eine so tiefe Kluft besteht, daß alle menschlichen Gefühle, alle Regungen des Mitleids und der Gerechtigkeit dabei zu Grunde gehen.

Leben Paskal Paolis, Oberhauptes der Korsen. Von C. L. Klose. Mit dem Bildniß P. Paolis. — Braunschweig, Bruhn. —

Der Verfasser, Regierungsrath und Professor in Breslau, hat sich vor einigen Jahren durch sein „Leben Hardenbergs“ um die deutsche Geschichte verdient gemacht. Alles, was man durch gründliche Studien und durch Nachdenken leisten kann, um einen interessanten Abschnitt in der Geschichte wiederzugeben, ist hier geleistet worden. Was wir daran auszufehen haben, liegt theils in dem Naturreichthum des Verfassers, theils aber auch in seinen Ansichten über Geschichtschreibung überhaupt. Wir hätten nämlich in der Darstellung etwas mehr sinnliches Element, etwas mehr hervortretende Gestaltung gewünscht. Der Verfasser geht vor allen Dingen auf eine correcte und würdige Form aus, und diese verträgt sich nicht immer mit dem Farbenreichtum des Gegenstandes. Wir finden etwas von der alten schottischen Methode der Geschichtschreibung darin, wie auch in den kleinern Werken des Herrn v. Barnhagen, die dem Verfasser zum Vorbild gedient haben. Es geht dadurch etwas von jener Frische und Jugendlichkeit verloren, die uns reizt, erregt und fesselt; eine Eigenschaft, die wir bei Geschichtswerken eigentlich ebenso wünschen, wie bei der Poesie. Sehen wir aber von diesem Mangel ab, den der bloße gute Wille schwerlich ersetzen dürfte, so wüßten wir wenig, was wir an der Darstellung auszufehen hätten. Sie ist vollständig mit Verstand geordnet und gruppiert und von einem edlen sittlichen Geist durchdrungen, den auch wol niemand so tüchtig anzuregen geeignet wäre, als der Held, den sich der Verfasser gewählt, und an dessen Tugenden er eine lebenswürdige Freude zeigt. Auch die Wahl des Gegenstandes müssen wir daher eine glückliche nennen, denn wenn auch die Geschichte Corsicas nie von bedeutender Einwirkung auf die allgemeinen europäischen Verhältnisse gewesen ist, so war doch diese Episode derselben von so allgemein menschlichem Interesse, sie entwickelte in dem vielfach geschmähten Volke soviel Kraft und Tüchtigkeit, daß auch das größere Publicum eine reiche Ausbeute darin finden wird.

History of England. From the peace of Utrecht to the peace of Versailles. 1713—1783. By Lord Mahon. Vol. I. 1713—1720 Leipzig, Bernh. Tauchnitz. —

Wir müssen offen gestehen, daß wir immer mit einem frohen Vorgesühl an

ein neues englisches Geschichtswerk gehen. Nach unserer Ueberzeugung übertrifft auch die schönwissenschaftliche Literatur des heutigen England die unsrige bei weitem; indeß darüber läßt sich streiten, über den Vorzug der englischen Geschichtschreibung aber läßt sich nicht streiten. Wir erfreuen uns in Deutschland einer viel größern kritischen Gelehrsamkeit; sowol in der Anhäufung des Materials, als in der Zerlegung desselben stehen wir keinem andern Volke nach; wenn wir aber daran gehen sollen, die gefundenen Elemente zur wirklichen Gestaltung zu leiten, so treten uns von allen Seiten eine so große Menge von Bedenken entgegen, daß wir nicht fertig werden. Es geht uns damit grade so wie mit unserer Politik, und wir lassen uns dann sogar wol Complimente über die Gründlichkeit unseres Scharffinns machen, der nie abschließt, weil er deutlicher die Schwierigkeiten erkennt, als ein anderer. Allein wenn in den andern Wissenschaften, namentlich in den exacten, jedes neugewonnene Resultat an sich ein Gewinn ist, weil man auch die einzelnen Thatsachen der Natur benutzen und mit ihnen rechnen kann, so verlieren historische Forschungen allen Werth, wenn man nicht wenigstens eine Idee davon hat, wie man sie zu einem ausgeführten Gemälde benutzen könnte. Die Geschichte streift wenigstens ebenso sehr an das Gebiet der Kunst, wie an das der Wissenschaft; ihr vornehmster Zweck ist grade wie bei der Kunst, die Seele des Volks zu klütern, zu stählen und zu bereichern. Sie soll uns die Vergangenheit zur Gegenwart machen, und das kann sie nur durch künstlerische Thätigkeit. Nun leiden wir in unserem politischen Leben daran, daß wir uns in unserer Gegenwart noch immer nicht recht zu Hause gefunden haben, und darum entgeht uns auch das richtige Verhältniß zur Vergangenheit. Bei uns gehört immer ein gewisser Entschluß und eine Anstrengung dazu, die Geschichte so aufzufassen und darzustellen, wie es bei den Engländern instinctmäßig geschieht.

Das Geschichtswerk des Lord Mahon nannten wir nur uneigentlich ein neues; der erste Band desselben ist bereits 18 Jahre alt, und das Werk hat in England selbst bereits eine festgegründete Stellung. Neu ist es nur für uns Deutsche, denen es hier in einer billigen und elegant ausgestatteten Ausgabe dargeboten wird. Möchte doch die Tauchnitzsche Buchhandlung, die sich um die Verbreitung der englischen Literatur in Deutschland so große Verdienste erworben hat, häufiger an die englischen Geschichtschreiber gehen; denn soviel Gutes und Interessantes wir auch in den Romanen finden, die sie uns mittheilt, so wäre doch bei den Geschichtschreibern der Gewinn für die Bildung und eigentlich auch das Interesse unendlich größer.

Das Werk wird in sieben Bänden erscheinen; vorläufig liegt uns der erste Band vor, der die Jahre 1713—1720 umfaßt, also diejenige Periode, in welcher die protestantische Erbfolge sicher gestellt wurde und das Haus Hannover sich allmählig in England einbürgerte. Lord Mahon tritt hier ganz entschieden auf

Seite der Whigs, obgleich er in Beziehung auf die neuere Politik Tory ist. Er sucht sogar durch ziemlich scharfsinnig ausgeführte Parallelen nachzuweisen, daß die Whigs von damals den jetzigen Tories oder vielmehr den Tories aus den 30er Jahren entsprechen. Wir können diese Beweisführung nicht gelten lassen, da sich jene Parallelen doch mehr auf Aeußerlichkeiten beziehen. Allein die Parteistellung hat Lord Mahon überhaupt nicht gehindert, überall den Maßstab strenger Gerechtigkeit anzulegen; er hat nicht einzelne Lieblingshelden, in deren Wesen er so aufginge, daß er darüber die Sache aus den Augen ließe. So hoch er z. B. den Herzog von Marlborough stellt, so fällt es ihm doch keinen Augenblick ein, die sehr deutlich hervortretenden Schwächen desselben zu beschönigen.

Von jener Eleganz, Feinheit und künstlerischen Vollendung, die Macaulays Geschichtswerk zu einem classischen Buch für alle Zeiten und Völker macht, ist hier natürlich keine Rede. Wir haben es nur mit einem schlichten, redlichen, vollkommen unterrichteten und praktisch gebildeten Staatsmann zu thun. Aber das scheint uns auch die Hauptsache zu sein. Es wäre thöricht, wenn wir uns durch die großen Leistungen Macaulays das Vortreffliche, das neben ihm hervorgeht, verkümmern ließen. Da wir bei Macaulays schwachem Gesundheitszustand leider nur sehr wenig Hoffnung haben können, von ihm die Fortführung der englischen Geschichte über einen größern Zeitraum hinaus zu erhalten, so wird dieses Werk des Lord Mahon eine willkommene Ergänzung bilden. Sobald dasselbe in der deutschen Ausgabe vollendet sein wird, kommen wir noch einmal ausführlicher darauf zurück. —

Le duc de Wellington. Essai sur l'histoire et sur la biographie du duc de W.  
Par Jules Maurel. Bruxelles, Kiessling & Comp. —

Dem Verfasser kommt es bei seiner Darstellung nicht darauf an, seinen Gegenstand tiefer zu begründen. Er hat keine eigentlich historischen Studien gemacht, er will nur dem größern Publicum ein gedrängtes und doch anschauliches Gesamtbild seines Helden geben. Dies ist ihm gelungen; das Buch liest sich angenehm und fließend fort, der Charakter Wellingtons ist würdig wiedergegeben und das Bild ist soweit richtig und vollständig, als man es überhaupt bei dergleichen Schriften verlangen kann.

Une succursale du tribunal de sang par Altmeyer. Bruxelles & Leipzig,  
Kiessling & Comp. —

Der Verfasser behandelt in dem vorliegenden Buch eine Episode aus der Zeit Albas, nämlich eine Abtheilung des berühmten Bluttribunals, welches infolge der Belagerung von Mons eingerichtet wurde. Er hat gute Quellen dazu gehabt, von denen er im Anhange einige Auszüge gibt, und er erzählt sehr spannend und interessant. Wenn er sich mit seinen allgemein historischen Perspektiven etwas mehr eingeschränkt hätte, so würde das dem guten Eindruck seines

Werks nicht geschadet haben, obgleich wir gern zugeben wollen, daß diese Perspektiven sehr nahe lagen, und daß sie an sich betrachtet nicht ohne Interesse sind.

Der Fürstenrath nach dem Lüneviller Frieden. Eine reichsrechtliche Abhandlung von Dr. Ludwig Megidy. Berlin, Reimer. —

Der Verfasser hat sich bis dahin vorzugsweise durch seine politische Thätigkeit bekannt gemacht. Er gehörte seit dem Jahre 1848 zu den eifrigsten Befechtern der Gothaer Partei und entwickelte nach allen Seiten hin einen lebenswürdigen Eifer für die Sache selbst und für die Personen, die er als vorzüglichste Vertreter derselben ansah. Mit diesem Buch beginnt er nun eine neue Laufbahn, und wir wünschen ihm Glück dazu. Er hat sich bereits eine große Gelehrsamkeit in den staatsrechtlichen Voraussetzungen erworben und zeigt in der Anwendung und Bearbeitung derselben einen nicht gemeinen Scharfsinn. Weiter kann unsere Anerkennung nicht gehen, und wir müssen das um so unumwundener aussprechen, da bereits in mehren großen Blättern von dem Buch behauptet wird, es gehöre in die ersten Reihen der juristischen Literatur. Das ist nicht der Fall. Im Gegentheil zeigt die ganze Methode, soviel Vortreffliches auch darin enthalten ist, noch ziemlich deutlich den Anfänger. Der Gegenstand der Untersuchung ist ein einzelner Act des Lüneviller Friedens, in dem der Kaiser von seinem Veto der Reichsversammlung gegenüber Gebrauch machte. Es wird untersucht, ob er dazu das Recht gehabt habe, oder nicht, und bei dieser Gelegenheit die ganze staatsrechtliche und historische Literatur aufgeboten, Analogien und Präcedentien angeführt und dergleichen. Das ist ein Verfahren, welches bei den alten Reichsjuristen seit Maximilians Zeit regelmäßig angewendet wurde; aber das war auch in der That die schauerhafteste, unproductivste Menschenclasse, mit der Gott der Herr das arme deutsche Vaterland heimgesucht hat. Es war das jene Art von organischer historischer Rechtsentwicklung, die wir zuweilen bewundern, weil sie auch bei den Engländern vorkommt, wobei wir aber vergessen, daß Englands Größe nicht von jenem organischen Naturwuchs herkommt, sondern von wirklich historischen Thaten, d. h. von Entschlüssen, die über die Präcedentien und Analogien hinausgingen; und daß die Engländer ihrem organischen Naturwuchs vorzugsweise solche Dinge verdanken, wie das Kanzleigericht, über dessen Herrlichkeit man sich unter andern bei Dickens Aufschlüsse holen kann. Am ungeeignetsten ist diese Methode, wenn man sie auf Ereignisse wie den Frieden von Lüneville anwendet, wo jener Rechtschacher durch die Wucht der Ereignisse allmählig aus Deutschland weggesetzt wurde. Wir halten daher, offen gestanden, die ganze Aufgabe des Buchs für verfehlt, obgleich wir noch einmal wiederholen, daß bei dieser verfehlten Aufgabe sehr viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit aufgewendet ist. — Noch auf eins möchten wir den Verfasser aufmerksam machen. Namentlich in der Vorrede herrscht ein Stil, der an Ranke, Dahlmann, Grimm u. s. w.

erinnert, womit wir nicht behaupten wollen, daß diese Männer einen gleichen oder ähnlichen Stil schreiben; sie haben aber das Gemeinsame, daß sie die deutsche Sprache aus ihrem gewohnten Kreise heraustreiben und in neue Bahnen zwingen. Nun nimmt sich das bei jenen Männern zuweilen wunderbar schön aus, wenn sehr bedeutende und originelle Gedanken oder Anschauungen durch jene seltsame Form noch ein lebhafteres Relief erhalten; aber dergleichen nachzuahmen, ist sehr mißlich; denn wenn die Gedanken nun nicht so auffallend und bedeutend sind, so klingt der Stil pretiös und affectirt. Es gibt nichts Gefährlicheres im Stil, als eine studirte Einfachheit, die fortwährend darauf aufmerksam macht, daß sie einfach ist; selbst den Schwulst kann man leichter ertragen. — Herr Hegidy möge diese Bemerkungen so freundlich aufnehmen, wie sie gemeint sind. Wenn man eine neue Laufbahn beginnt, sind derbe Warnungen zuweilen nützlicher, als voreiliges Lob.

Essai d'un système pour servir de guide dans l'étude des opérations militaires, suivi d'un précis de l'histoire militaire de France depuis le regne de Philippe de Valois jusqu' à la paix de Fontainebleau en 1762. Par le Baron de Phull, lieutenant-général de S. M. l'empereur de toutes les Russies Alexandre I. — Original français publié pour la première fois par le Baron de Batz, Colonel et Aide-de-Camp à la suite de S. M. le Roi de Wurtemberg. — Leipzig, Brockhaus. —

Baron Phull ward in der Karlschule zu Stuttgart erzogen, trat 1802 in den preußischen Generalstab über, wo er sich durch seine strategischen Kenntnisse bald ein nicht gemeines Ansehen erwarb, und trat 1806 in russischen Dienst, wo er die Ehre hatte, der Lehrer des Kaisers Alexander in der Kriegskunst zu werden. Man schreibt ihm einen sehr bedeutenden Antheil an dem Feldzugsplan zu, der so erfolgreich für Rußland endete; allein es erhob sich bald eine mächtige Partei gegen ihn, und schon 1812 stand er ziemlich allein in St. Petersburg. Nach Beendigung des Krieges vertraute ihm der Kaiser den Gesandtschaftsposten im Haag an. Er starb als Privatmann in Dresden 1826. — Das gegenwärtige Werk enthält theils eine Reihe von Axiomen über die Kriegskunst, die sehr zum Nachdenken anregen, theils eine Darstellung der französischen Kriegsgeschichte seit dem Einfluß, den die Kriege mit Eduard III. auf das französische Militär ausgeübt hatten. Daß auch hier neue und sehr beachtenswerthe Winke gegeben werden, darf man von einem so bedeutenden Strategen schon von vornherein voraussetzen.